

Nationale Synthese zum synodalen Prozess

1.

RELECTURE DER SYNODALEN ERFAHRUNG

„Eine Kirche, die Synoden abhält, ist noch keine synodale Kirche. Als eine solche können wir uns bezeichnen, wenn der Alltag der Kirche auf allen Ebenen [...] von einem synodalen Stil, geprägt ist.“ Diese Feststellung¹ bringt eine zentrale Einsicht des Synodalen Prozesses in der österreichischen Kirche auf den Punkt: die anstehende Aufgabe eines Kulturwandels hin zu einer synodalen Kultur, die das Leben der kirchlichen Gemeinschaft auf allen Ebenen prägt und durchdringt. Dieser Kulturwandel kann an Strukturen, Methoden und Erfahrungen schon jetzt (ansatzhaft) gelebter Alltagssynodalität ansetzen, ist aber in vielen Bereichen noch ein Desiderat.

Synodalität sei jedoch kein Selbstzweck. Vielmehr gelte es, in der Ausrichtung auf den „unverzichtbaren jesuanischen Auftrag“ „starre Strukturen auf[zu]brechen“ und „Wachstum und Lebendigkeit der Kirche im Dienst am Menschen und an der einen Menschheit“ zu fördern.

1.1 Meilensteine

Als „Meilensteine“ für das Gelingen synodaler Beratung werden folgende Aspekte benannt:

- *Zeit*: Erlaubt sorgfältige Vorbereitung und strukturiertes Vorgehen – Stress wirkt kontraproduktiv.
- *Übersicht*: Ermöglicht die Zusammenschau der Arbeitsergebnisse verschiedener Gremien.
- *Verlässlichkeit*: Transparente und verbindliche Kommunikations- und Entscheidungsstrukturen, gewährleisten Nachvollziehbarkeit, sichern Partizipation und vermitteln Wertschätzung.
- *Rechte*: Verschiedene Stufen der Partizipation und das Maß der Verbindlichkeit sind den Beteiligten vor der Beratung bekannt.
- *Diversität*: Synodalität lebt von den Unterschieden und der Partizipation, sodass gerechte Beteiligung im Hinblick auf Machtfragen, Alter, Geschlecht, Marginalisierung, etc. sicherzustellen sind.

Grundlegend wird darüber hinaus in zahlreichen Synthesen auf die Bedeutung des Vertrauens und des Commitments zum gemeinsamen Unterwegssein hingewiesen – über alle Differenzen hinweg.

1.2 Wendepunkte

Zahlreiche Synthesen erwähnen einen Wendepunkt im Synodalen Prozess, gerade dort, wo die Ausgangslage von Enttäuschung, Skepsis, Frustration oder gar Resignation geprägt war: die Wende von misstrauischer Distanz zu aktiver Beteiligung. Dass es gelungen ist, so viele ins Boot zu holen, verdankt sich dem wahrgenommenen authentischen Interesse der zum Prozess Einladenden an den Beiträgen der Teilnehmenden. Auch die Professionalität, mit der Treffen vorbereitet und gestaltet wurden, wurde als Wertschätzung erlebt. Erschwert wurde das Sich-Einlassen hingegen durch knappe Zeitressourcen und jene Ermüdung, die sich durch vorangegangene Prozesse, die als wenig fruchtbar erlebt wurden, eingestellt hatte.

¹ Die vorliegende Synthese zitiert immer wieder die zugrundeliegenden Einzel-Synthesen, um deren „Stil“ und „Geist“ hör- und nachvollziehbar zu machen. Sie verzichtet jedoch bewusst auf die namentliche Nennung der zugrundeliegenden Texte, da es weniger um die Zuordnung zu einer spezifischen Synthese als um die im Zitat auf den Punkt gebrachten (und meist in mehreren Synthesen thematisierten) Inhalte geht. Die Ergebnisse der vorsynodalen Beratungen basieren auf Protokollen. Eine direkte Zitation war damit nicht möglich.

1.3 Spirituelle Dimension

Die neue Herangehensweise in der Kommunikation, das Bemühen, eine Kultur des aktiven Hin- und Zuhörens einzuüben und dazwischen immer wieder Elementen des Innehaltens und der Stille Raum zu geben, erweist sich als zentrales und – weit über die kirchlichen Binnenstrukturen hinaus – zukunftsweisendes Element des Synodalen Prozesses. Auch in der Vorsynodalen Beratung zeigte sich ein weitgehender Konsens, dass dieser Weg weiterzugehen und zu reflektieren ist.

Eine Synthese formuliert die dahinterliegende spirituelle Grundhaltung in Anlehnung an die Verheutigung der Werke der Barmherzigkeit nach Bischof Wanke: „Ich höre dir zu. Ich gehe ein Stück mit dir. Du gehörst dazu. Ich bete für dich. Ich teile mit dir. Ich besuche dich. Ich rede gut über dich.“ Damit wird ein wertschätzendes, zweckfreies Interesse am Menschen zum Ausdruck gebracht, das auch für säkulare Menschen verständlich und attraktiv ist.

Konkreten Ausdruck findet diese spirituelle Grundhaltung in der „spirituellen Konversation“, die das Herzstück von Synodalität darstellt und zugleich Methode und Inhalt umfasst. Sie geht davon aus, dass ausnahmslos jeder Mensch ein „kleines Wort Gottes“ ist, durch das Gott in dieser Welt wirkt und dass „Dankbarkeit, Sehnsucht, Hören, Spüren innerer Bewegungen [...] uns für den Geist Gottes öffnen“ können: „Wir können Mitwirkende Gottes werden, indem wir so unterscheiden, entscheiden und handeln.“

1.3.1 Schwierigkeiten

Eine Relecture der Teilsynthesen zeigt jedoch auch, dass es nicht immer und nicht in allen Diözesen gelungen ist, in dieser Haltung zu arbeiten. Einige beklagen die „Selbstsicherheit, mit der anderen das Wirken des Geistes abgesprochen wird“; andere berichten, dass Beteiligte primär daran interessiert waren, die eigene Meinung loszuwerden, nicht aber, in einen echten Dialog einzutreten; und wieder andere von der Wahrnehmung, dass sich nur „wenige [...] auf dieses schwierige Unterfangen eingelassen“ haben, bzw. dass Synodalität „auf Hindernisse [stößt], wenn das notwendige Vertrauen fehlt“. Es kam auch vor, dass es Probleme bei der Umsetzung des synodalen Prozesses gab bzw. involvierte Personen bzw. kirchliche Einrichtungen sich mit dem Ablauf und den Ergebnissen der Konsultationen nicht zufrieden oder frustriert zeigten.

Mancherorts gab es auch Kritik am Prozess an sich, vor allem dort, wo sich die Organisation der Zusammenkünfte – nicht zuletzt aufgrund der Corona-Pandemie – als schwierig erwies und das Interesse der Angesprochenen gering war. Immer wieder wurde auf eine vorhandene Skepsis verwiesen, sich im Lichte früherer Prozesse, die „zu nichts führten“, noch einmal zu engagieren. Schwierigkeiten gab es zudem bei der Einbindung spezieller Gruppen (Junge, Kirchenferne, Gemeinden, die vor allem von Migranten und Migrantinnen besucht werden, ...). Konservative Gruppierungen wurden insgesamt als unterrepräsentiert wahrgenommen. Auch der Begriff „Synodalität“ war bisweilen ein Stolperstein, weil dieser in der Alltagssprache der meisten Menschen nicht vorkommt.

1.3.2 Überraschungen

Insgesamt zeigt die Relecture der Synodalen Erfahrung eine Vielfalt und große Spannweite an zu Tage tretenden Stimmungen: „von Überforderung, Motivationsmangel, Aufbruchsstimmung, Erwartung [...] bis zu Erschöpfung, Dankbarkeit, Hoffnung und missionarischem Elan.“

Das bewusst eingeübte „Hören“ in Form der oben beschriebenen spirituellen Konversation mit ihrer Sequenzierung von Phasen des Dialogs mit Phasen der Stille erweist sich als eine „nachhaltige Entdeckung des Prozesses“. Die Einübung dieser Haltung verspricht positive Entwicklungen, zumal wenn dem gegenseitigen Zuhören die notwendige Unterscheidung und konkrete Handlungen folgen. Ob es gelingt, eine solche neue, spirituelle Kultur des Hörens auf allen Ebenen zu etablieren, ist somit für die nachhaltige Wirksamkeit des Synodalen Prozesses von entscheidender Bedeutung.

2.

UNTERSCHIEDUNG UND THEMATISIERUNG DER BEITRÄGE

Im Folgenden werden verschiedene Aspekte des Gemeinsamen Gehens in der Katholischen Kirche in Österreich beleuchtet. Dabei werden vorrangig jene Themen benannt, die im Zuge des synodalen Prozesses in den diözesanen Konsultationen und der nationalen vorsynodalen Versammlung wiederholt zur Sprache kommen.

2.1 Weggefährten und Weggefährtinnen

Aus den meisten Synthesen geht klar hervor: Gemeinschaft wird in erster Linie in den Pfarren erlebt, bei Gottesdiensten, bei Zusammenkünften danach, bei Festen und anderen Aktivitäten sowie in verschiedensten Gruppen. Viele erleben hier Heimat, Halt und Sinn. Manche beobachten aber in sich geschlossene Gemeinschaften, in denen etwa sozial Benachteiligte, Migranten und Migrantinnen, aber auch Familien keine Beachtung finden. Kinder und Jugendlichen fehlen der Weggemeinschaft zunehmend. Ausgrenzung wird schließlich auch von Wiederheiratet-Geschiedenen und Mitgliedern der LGBTQIA+-Community persönlich erlebt bzw. auch breiter wahrgenommen.

Manche Rückmeldungen offenbaren Spannungen und Konfliktpotentiale innerhalb der Weggemeinschaft. Dies betrifft etwa Fragen um die heutige gesellschaftliche Akzeptanz von außerhalb des katholischen Eheverständnisses gelebten sexuellen Beziehungen und Orientierungen, den Zölibat oder die Geschlechtergerechtigkeit, aber auch grundsätzlichere Fragen bezüglich Weihe, Amt, Struktur, Hierarchie, Macht und Leitung.

Zwei Gruppen innerhalb der Weggemeinschaft werden sowohl in den diözesanen Synthesen als auch in der nationalen Vorsynodalen Beratung besonders oft hervorgehoben:

Zum einen die *Frauen*, die zwar das kirchliche Ehrenamt tragen, sich gleichzeitig aber oft nicht als vollwertige Mitglieder der Weggemeinschaft erleben. Diese Wahrnehmung beruht in erster Linie auf dem Ausschluss der Frauen vom Weiheamt. Tatsächlich zeigen vor allem die diözesanen Synthesen beinahe durchgängig: Frauenordination (zumindest in Form des Diakonats) aber auch eine Gleichstellung von Frauen jenseits von Weiheämtern wird von vielen Frauen und Männern dringend gewünscht. Die ungleiche Behandlung von Frauen und Männern in der Kirche enttäuscht und frustriert. Kritische Stimmen bemerken zudem, dass nur wenige Männer für ein Ehrenamt zu gewinnen sind und die Rolle von Männern jenseits von Weiheämtern zu wenig beachtet wird.

Die zweite Gruppe betrifft die *Priester*. Die Konsultationen in den Diözesen und auf nationaler Ebene haben gezeigt, dass sich das Verhältnis zwischen Priestern und Gläubigen vielerorts als schwierig gestaltet. Zum einen gibt es Kritik an einer wahrgenommenen Distanz zwischen Geweihten und Laiinnen und Laien, mancherorts werden Priester gar als Hindernis für eine gelungene Gemeinschaft erlebt. Gleichzeitig werden die Herausforderungen für Priester benannt: Der Priestermangel und auch der zunehmende Schwund an Ehrenamtlichen führen zu Erschöpfung; auch fühlen sich Priester nicht immer gehört bzw. sehen ihr Amt in Frage gestellt. Was macht einen guten Priester aus? Wie gelingt das Gemeindeleben für alle Beteiligten? Warum fühlen sich immer weniger Männer berufen? Diese Fragen müssen diskutiert werden.

2.2 Zuhören und das Wort ergreifen

Das Neue am Synodalen Prozess wurde besonders daran erkennbar, wie den Gläubigen in Sitzungen, Versammlungen und Gesprächen vermehrt zugehört und ihnen die Möglichkeit gegeben wurde, frei von ihren Erwartungen, Hoffnungen und Enttäuschungen zu sprechen. Denn Synodalität fordert heraus, „unterschiedliche Meinungen zu hören und diese auch zuzulassen. Auch wenn sich die Kirche im Gesamten in diesem wechselseitigen Hinhören noch eher am Anfang befindet, bot die Konsultationsphase mitsamt der Vorsynodalen Versammlung eine erste tiefere Auseinandersetzung mit der Synodalität als Haltung.“

An einigen Orten schuf der synodale Stil die Möglichkeit, verschiedene Gräben innerkirchlicher Diskurse zu überwinden. Allerdings wurde in einer Synthese auch davor gewarnt, „den Heiligen Geist denen abzusprechen, deren Meinung oder Wirken nicht mit der eigenen Vision von Kirche übereinstimmt.“ Trotz aller positiven Resonanz wird bisweilen das Unbehagen mancher Gläubigen erwähnt, als Laien und Laiinnen Priestern oder Bischöfen gegenüber frei zu sprechen. Eine wichtige Beobachtung in zahlreichen Beiträgen war, dass viele Gruppen zu wenig gehört werden. Besonders betrifft dies junge Menschen, deren Themen kaum Beachtung finden: Wie kann man Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene in ihren Lebenswelten erreichen und ihre Bedürfnisse an- und ernstnehmen?

Zudem wird häufig die Frage gestellt, wie Menschen, die am Rande der Kirche stehen und sich nicht einbringen, gehört werden könnten: Wie findet man Wege zu jenen, die der Kirche abgewandt sind? Und werden Frauen in der Kirche so gehört wie Männer?

Aus mehreren Synthesen und Rückmeldungen der Vorsynodalen Beratung spricht schließlich die Ungewissheit, wie es trotz des neuen Stils nach dem Zuhören und dem freien Reden weitergehen sollte: „Was können wir tun? Wie können wir vom Hören ins Handeln kommen?“ Hier wird vor allem die Sorge greifbar, dass der synodale Prozess keine greifbaren Ergebnisse bringt.

2.3 Feiern

Im Zentrum der Beiträge zu diesem Thema steht die Eucharistiefeier. Diese wird einerseits als Quelle der Stärkung und Gottesbeziehung, andererseits als Fundament der Gemeinschaft der Feiernden erlebt. Ergänzend wurde in manchen Beiträgen der Wunsch nach langfristigen Angeboten an Online-Gottesdiensten angesprochen.

In einigen Rückmeldungen wird das Anliegen formuliert, dass sich Synodalität auch liturgisch widerspiegeln müsse, besonders durch den verstärkten Einbezug von Laien und Laiinnen in Verantwortung, Gestaltung und Durchführung in der Liturgie.

Zugleich wird mancherorts Kritik an der (unverständlichen) Sprache und (starren) Gestaltung von Liturgie und rituellem Handeln geübt, in anderen Beiträgen wiederum an der mangelnden Qualität mancher Gottesdienste. Dies geht einher mit dem Wunsch nach einer Steigerung deren Attraktivität besonders für junge Menschen, etwa durch ansprechende Musik, eine verständliche liturgische Sprache und Angebote im Anschluss an die Liturgie, wie Agapen oder Pfarrcafés.

Der Wunsch nach einer Willkommenskultur in einer offenen Kirche ist in einigen Synthesen deutlich erkennbar. Das betrifft einerseits die atmosphärische Ebene, andererseits die Gestaltung und Nutzung von kirchlichen Räumlichkeiten insgesamt.

Erwähnenswert ist, dass in manchen Beiträgen von einer großen Sehnsucht nach Angeboten an Spiritualität und liturgischen Feiern gesprochen wird, sowie grundsätzlich vom Wunsch nach mehr Mystik und Kontemplation, um dem Glauben innerhalb und außerhalb liturgischer Feiern mehr Tiefe zu geben.

2.4 Mitverantwortung für die gemeinsame Sendung

Sendung wird in vielen Beiträgen mit Glaubwürdigkeit, Lebensnähe und Verständlichkeit in Verbindung gebracht. Als Mittelpunkt der Sendung wird vor allem Jesus Christus genannt, das Hinschauen auf ihn und von ihm aus auf die Mitmenschen. Kirchliche Leitlinien und Strukturen gehören auf den unverzichtbaren jesuanischen Auftrag hin geprüft und weiterentwickelt. Auftrag der Kirche sei es, „zum wirksamen Zeichen der Liebe Gottes für alle Menschen werden“ und „sie muss bei den Menschen ‚ihr Zelt aufschlagen‘ und für die Menschen da sein, ihnen Nähe, Heimat und Beziehung anbieten und mit den Sakramenten ihr Leben begleiten.“

Viele Beiträge sprechen von einer solchen Kirche als einer Kirche, die auf die Menschen zugeht, allen die Barmherzigkeit Gottes erfahrbar macht und sich ihrer Nöte annimmt, mit einer klaren Option für die Armen und Benachteiligten. Die Kirche soll nicht nur „für“, sondern „mit“ den Menschen gehen. Und es geht um jeden einzelnen Menschen: Kirchliche Sendung ist mit einer persönlichen Nähe zu den Menschen verbunden.

Die Kirche soll dabei Dienerin sein, durch Diakonat und Caritas. Caritas in Form des sozialen Auftrags der Kirche nimmt in den Beiträgen viele Formen an: Armutsbekämpfung, Einsatz für Flüchtlinge, Begleitung von alten, kranken, notleidenden Menschen, Einsatz für Obdachlose, um nur ein paar Felder zu nennen, in denen die Kirche einerseits aktiv ist, andererseits kirchlicher Einsatz von den Gläubigen erwartet wird. Diesen Einsatz gilt es zu stärken, denn Caritas ist nicht nur als Dienst zu verstehen, sondern auch als Möglichkeit, die Kirche zu den Menschen zu bringen. Die Frage „Was sind die realen Nöte der Menschen?“ ist dabei ein zentraler Baustein für kirchliches Handeln – und damit wird auch die Brücke zum Dienst an den Menschen geschlagen. Neben strukturellen Anpassungen braucht es daher auch eine Aufwertung des Diakonats, des Dienstes am Menschen – eine Kirche für und bei den Menschen, mit einem Sensorium für die Lebensrealitäten heute.

Sendung, Mission, „bedeutet Aufbruch, Wachstum und Lebendigkeit der Kirche im Dienst am Menschen und an der einen Menschheit.“ In diesem Zusammenhang nimmt man eine Dringlichkeit wahr, die christliche Botschaft wieder verstärkt in die Gesellschaft hinauszutragen und sich klar zu positionieren – durch missionarisches Handeln, durch eine bessere Vermittlung der Heiligen Schrift, durch Erfüllung des sozialen Auftrags mit einem geschärften Blick für Menschen in Not, durch einen sichtbaren Einsatz für globale Solidarität, Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung, durch klare Haltungen bei gesellschaftlich und politisch strittigen Themen (Flucht, Bioethik, Individualisierung, Digitalisierung).

Als Herausforderung für den kirchlichen Sendeauftrag wird in einigen Beiträgen die Gefahr benannt, sich hauptsächlich innerkirchlich mit Haupt- und Ehrenamtlichen zu beschäftigen und dabei diejenigen zu übersehen, die nicht mit der Kirche „gemeinsam gehen“.

Als unerlässlich wird in zahlreichen Synthesen der vermehrte Einbezug von Frauen in der Sendung erachtet. Auch wenn mancherorts Frauen in der Verkündigung ein „wesentlicher Platz“ eingeräumt wird, begegnet man dem klaren Wunsch nach größerer Wertschätzung des bereits bestehenden Engagements sowie nach einem weiteren Ausbau der Möglichkeiten, in der Sendung der Kirche Verantwortung zu übernehmen.

Ein wesentlicher Punkt zur Sendung, der von Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf der nationalen Vorsynodalen Beratung bekräftigt wurde, ist die Rückbesinnung auf den Glauben und auf Jesus Christus als Zentrum. Denn den eigenen Glauben und die Spiritualität in der Kirche zu stärken, führt schließlich auch zu mehr Glaubwürdigkeit in Mission und Sendung.

2.5 Dialog führen

Dialog wird in den Beiträgen zum Synodalen Prozess in Österreich vor allem hinsichtlich des Zusammenspiels von Kirche und (säkularer) Gesellschaft behandelt. Hier zeigt sich ein Spannungsverhältnis zwischen einer wahrgenommenen abnehmenden Relevanz der Kirche und einem gleichzeitigen Wunsch nach öffentlicher Positionierung.

Was die gesellschaftliche Relevanz der Kirche in Österreich anbelangt, beklagen einige Beiträge das wachsende Desinteresse nicht nur an der Kirche, sondern an der christlichen Botschaft überhaupt: die „Zunahme eines religiös indifferenten Säkularismus, vereinzelt sekundiert von einem „neuen“ (...) Atheismus (...), der manche sozialen Medien dominiert.“

Im Zusammenhang mit der abnehmenden Relevanz und deren möglichen Gründen weisen mehrere diözesane Synthesen auf die Krise der Glaubwürdigkeit der Kirche hin. Der Umgang mit sexuellem Missbrauch steht exemplarisch dafür, wie die eigene Glaubwürdigkeit untergraben wurde. Skandale aussitzen oder gar vertuschen, mangelnde Bereitschaft, Fehler lückenlos und transparent aufzuarbeiten, die wahrgenommene Diskrepanz zwischen „Wort und Tat“, etwa wenn es um Verfehlungen von Geistlichen geht, ist für viele Gläubige untragbar. Positiv hervorgehoben wird die Rahmenordnung „Die Wahrheit wird euch frei machen“, welche die Österreichische Bischofskonferenz 2010 angenommen hat und welche Maßnahmen, Regelungen und Orientierungshilfen gegen Gewalt und Missbrauch enthält. Mut zu Ehrlichkeit, Transparenz und Authentizität sind erste Schritte, um die beschädigte Glaubwürdigkeit wiederherzustellen.

Eine andere Herausforderung für die Kirche ist die zunehmende Spaltung der Gesellschaft, die in mehreren Beiträgen angesprochen wurde, mit der sorgenvollen Beobachtung, dass sich diese Spaltung in den Reihen der Kirche fortsetzt. Der Umgang mit der COVID-19-Pandemie ist ein aktuelles Beispiel für ein Phänomen, welches in den letzten Jahren an Stärke gewonnen hat.

„Die gesellschaftliche Tendenz, sich immer weniger mit gegensätzlichen Meinungen zu befassen, trifft auch die Kirche und fordert dazu heraus, den ernsthaften Diskurs zu fördern. In diese Richtung geht auch das Anliegen, dass Kirche besonders in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation, wo Spaltungstendenzen viele Sorgen bereiten, eine vermittelnde Funktion als Brückenbauerin wahrnehmen soll.“

Erschwert wird der Dialog mit der Gesellschaft durch die Tatsache, dass kirchliche Positionen immer weniger verstanden werden. Es wird befürchtet, dass die Kirche weiter an Attraktivität und Bedeutung verlieren wird, wenn es ihr nicht gelingt, neue Wege im 21. Jahrhundert zu beschreiten. Dies betrifft insbesondere die kirchliche Lehre in sexualmoralischen Fragen. Einige Stimmen warnen aber auch vor der Übernahme weltlicher Moralvorstellungen und befürchten eine Erosion der kirchlichen Lehre durch den Synodalen Prozess, wobei hier kritisch auf den Synodalen Weg in Deutschland verwiesen wird.

Neben dem Dialog nach außen wird auch der innerkirchliche Dialog, der Umgang mit unterschiedlichen Standpunkten und Konflikten als verbesserungswürdig erlebt. „Ein wichtiger Schritt dazu wäre, dass alle Dialogpartner in der Kirche bereit sind, Andersdenkenden zuzugestehen, dass auch sie ehrlich bemüht sind, Gottes Sache, der Wahrheit und der Liebe zu dienen.“ Einheit der Kirche bedeute nicht Einheitlichkeit – das Bild einer Wanderung, deren Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten unterwegs sind, verdeutlicht dies. Es soll viele Bilder von Kirche, die nebeneinander existieren können, geben dürfen – so lange Jesus Christus ihre Mitte ist und die Evangelien im Zentrum kirchlichen Handelns stehen.

2.6 Ökumene

Ökumene wird in Österreich zwar gelebt, das Interesse am Thema war in den diözesanen Beiträgen jedoch überschaubar. Erwähnt wird eine Reihe von positiven Erfahrungen mit interkonfessionellem und interreligiösem Austausch sowie freundschaftliche Zusammenarbeit in manchen Bereichen (Gedenken für Corona-Tote, gemeinsame Hilfe für Flüchtlinge). Ein Beitrag formuliert den Wunsch, im interkonfessionellen und interreligiösen Bereich Möglichkeiten für Dialog und Begegnung zu schaffen, vor allem für Jugendliche.

Doch es gibt es auch Kritik an der gelebten Ökumene wie auch Vorbehalte insgesamt: Ein Beitrag kritisiert die fehlende Annäherung bei der Ekklesiologie in der interkonfessionellen Ökumene. Insgesamt stellt sich die Frage, wie Ökumene vertieft werden soll und kann und wie mit gesetzten Grenzen umzugehen ist. Das betrifft insbesondere die Frage, „warum eine gemeinsame Eucharistiefeier mit Christen und Christinnen anderer Konfessionen immer noch nicht möglich ist.“

Auch was interreligiöse Ökumene und den Dialog mit Judentum und Islam angeht, gibt es neben positiven Erfahrungen zu Dialog und Zusammenarbeit auch skeptische Stimmen. Betont wird, dass die katholische Lehre im Austausch mit anderen Religionen sichtbar bleiben und das Eigene wertgeschätzt werden soll.

Zwei diametral gegenläufige Tendenzen scheinen eine ökumenische Skepsis zu bestätigen: „Auf der einen Seite lässt sich bei vielen jungen Christ/innen von einer gewissen Postkonfessionalität sprechen (konfessionelle Zugehörigkeit spielt kaum mehr eine Rolle); andererseits lassen sich bei manchen jungen Menschen scharfe konfessionelle Trennungen erkennen.“

Inputs von geladenen Vertretern und Vertreterinnen der Ökumene in Österreich im Rahmen der Vorsynodalen Versammlung zeigten, dass das Ideal der Synodalität die Konfessionen verbindet und wie die katholische Kirche von den Erfahrungen der anderen Konfessionen lernen kann.

2.7 Autorität und Teilhabe

Mitgestaltung und Mitbestimmung und die Zukunft der hierarchischen Verfassung der Kirche waren zentrale Themen im Synodalen Prozess in Österreich.

Teilhabe – in den Beiträgen zumeist „Partizipation“ benannt – wird als besonders wichtig erachtet.

Partizipation soll wertgeschätzt werden. Dies betrifft vor allem das Ehrenamt, wo dies oft als mangelhaft wahrgenommen wird; es fehlt eine „Kultur der Dankbarkeit“ bzw. an Anerkennung.

Die Pfarre ist jener Ort, an dem Teilhabe am ehesten verwirklicht wird. Dabei geht es auch um eine Neubewertung der Taufberufung: „Es gilt, das Verständnis von Berufung weiter zu fassen als bisher.“ Dazu sollen Charismen und Talente gefördert werden, um Menschen das Engagement in der Pfarre zu ermöglichen: etwa, indem eine Mitwirkung im Pfarrgemeinderat, bei der Gestaltung von Gottesdiensten, bei der Vorbereitung von Festen und Feiern, bei der Leitung von Gruppen ermöglicht wird. In mehreren Beiträgen wird unterstrichen, dass sich diese kleine Einheit kirchlichen Zusammenlebens bewährt hat und von den Gläubigen gewünscht wird: „Der Wunsch nach überschaubaren Einheiten soll bei der zukünftigen Entwicklung eines Pastorkonzepts im Blick behalten werden.“

Kritisch wird angemerkt, dass der Pfarrgemeinderat zwar Beteiligung ermöglicht, aber nur über ein eingeschränktes Mitbestimmungsrecht verfügt. Die mangelnde Verbindlichkeit führt zu Szenarien, wo möglicherweise getroffene Entscheidungen oder Gestaltungsvorschläge auf Grund der Autorität des Pfarrers keine Umsetzung finden: „Kritisch werden in diesem Zusammenhang oft das hierarchische Gefälle und die starren innerkirchlichen Strukturen betrachtet. Ehrenamtliche Tätigkeiten würden in einigen Fällen abgelehnt oder aufgrund der hierarchischen Gegebenheiten als Einmischung gewertet.“ Dies führt zu Frustration und in einigen Fällen auch zu Resignation.

Partizipation ist nicht nur eine Frage der Struktur, sondern auch der Kultur. So gilt es zu überlegen, wie Gruppen, die bislang kaum mitbestimmt haben, besser eingebunden werden: z.B. Kinder und Jugendliche, Migranten und Migrantinnen sowie Menschen mit Behinderungen. Wichtig erscheint in vielen Beiträgen eine bessere Einbindung von Laien und Laiinnen, auch jenseits der Gremienfrage: etwa eine Predigtbeauftragung und Tauferlaubnis für Pastoralassistenten und Pastoralassistentinnen oder in der Krankenhauseelsorge, wo auf Grund des Priestermangels oft die Krankensalbung nicht gespendet werden kann.

Mehrere Synthesen verweisen auf die Rolle der Beratung des Bischofs durch Gremien. Gute Beratung der diözesanen Leitung wird im Allgemeinen bei Entscheidungsfindungen berücksichtigt, doch fehlt es an struktureller Verbindlichkeit, gegebenen Rat zu berücksichtigen: „Ausbaumöglichkeiten und Kompetenzerweiterungen wären hier kirchenrechtlich gut umzusetzen (...) sogenannte Beispruchsrechte, die als Anhörungs- oder Zustimmungsrechte ausgestaltet sein können. Diese Rechte einzurichten, liegt in der Kompetenz des Diözesanbischofs.“

Ein weiterer Aspekt ist der Umgang mit Autorität und Hierarchie. Die aktuellen kirchlichen Strukturen werden in mehreren Beiträgen als veraltet und nicht anschlussfähig an heutige Vorstellungen eingeschätzt. Zu wenig Durchlässigkeit und zu wenig Demokratie erschweren vielen Gläubigen, sich in die Kirche einzubringen. Gewünscht werden Formen, die eher mit einem synodalen Geist der Kirche in Verbindung gebracht werden. Es gilt daher, einen Ausgleich zwischen notwendiger Führung und Mitbestimmung zu finden: „Es sollte regelmäßig überprüft werden, ob die Ziele des gemeinsamen Weges und die Schritte, die in diese Richtung gemacht werden, wirklich noch ‚gemeinsam‘ sind und von allen getragen werden.“ Dies betrifft auch Ämterbesetzungen, insbesondere das Bischofsamt. Hier betonen mehrere Beiträge den Wunsch von vielen Gläubigen, für die Ortskirchen Formen der Mitbestimmung zu schaffen.

Allerdings gibt es auch Stimmen, welche die hierarchische Verfassung der Kirche als Abbild der göttlichen Ordnung auffassen. Synodalität kann aus dieser Sichtweise nur als Ergänzung, jedoch nicht als Ersatz für das kirchliche Hierarchiesystem gesehen werden.

Generell zeigt sich beim Thema Partizipation, dass Beteiligung nicht gleich entscheidende Mitbestimmung ist. Erstere funktioniert in den Pfarren meist gut; während Mitbestimmung vom Willen der

Führungspersonen abhängt. In höheren Ebenen sehen einfache Gläubige kaum mehr eine Möglichkeit, sich einzubringen: „Grundsätzlich gilt: Je höher die kirchliche Einheit hierarchisch gesehen eingeordnet ist, desto weniger Orte der Partizipation werden genannt: diözesan kaum, weltkirchlich keine.“ Möglichkeiten zur Mitbestimmung, die über unverbindliche Beteiligung hinausgehen, werden als ausbaufähig gesehen, auch mit Blick auf Laien und Laiinnen.

Dies betrifft vor allem die Beteiligung von Frauen, die in den meisten Beiträgen kritisch angesprochen wird: „Die Stellung der Frau in der Kirche hat eine große Anzahl an Beteiligten bewegt. Die Wahrnehmung von Benachteiligung bis hin zu Ausgrenzung schmerzt und macht betroffen.“ Es wird festgestellt, dass viele Frauen aktuell den Weg der Kirche nicht mitgehen können, dass die Stimmen der Frauen zu wenig oder nicht gehört werden, dass sich die Kirche beim Frauenthema nicht an der Heiligen Schrift orientiert und dass wir von der Ökumene lernen können.

Schon in den bestehenden Strukturen könnte man die Repräsentation von Frauen verbessern. Die Beteiligung von Frauen in (Leitungs-)Gremien kann etwa durch Frauenquoten gesteigert werden, so ein öfter genannter Vorschlag. Zudem wird die Überlegung ausgesprochen, Frauen zur Beratung in Gremien, darunter auch den Priesterrat und die Bischofskonferenz zuzulassen, oder zu Synoden nach Rom einzuladen.

Bemerkenswert ist die mehrfach eingebrachte Differenzierung zwischen Frauenordination und der Beteiligung von Frauen an der Leitung: Wer für Förderung von Frauen in Leitungspositionen eintritt, unterstützt nicht deswegen automatisch die Forderung nach der Weihe von Frauen. Gleichzeitig wird klar, dass sich vor allem viele Gläubige in Österreich die Frauenweihe wünschen, zumindest in Form eines Diakonats – und diese Position wird sehr wohl mit generellen Gleichstellungs- und Gerechtigkeitsfragen verknüpft.

2.8 Unterscheidung und Entscheidung

Eng verbunden mit dem Thema Teilhabe und Autorität sind die Fragen, wie in Österreichs Kirche Entscheidungen getroffen werden und wie es zu einer Unterscheidung der Geister kommt. In zahlreichen Beiträgen wird sehr kritisch über die Art reflektiert, wie Macht, Leitung und Autorität gelebt werden.

Mehrere Eingaben unterstreichen, dass Macht in der aktuellen Kirchenhierarchie eine wichtige Rolle zugewiesen wird. Allgemein herrscht der Tenor, dass Macht sich aber vor allem als Dienst an und mit anderen verstehen soll: Dann „ergibt sich ein Leitungsmodell, das Autorität und kooperativ-partnerschaftliches Verhalten in Balance bringt. Dabei geht es nicht in erster Linie um Vorschriften des religiösen oder gar kirchlichen Lebens, sondern um eine Lebensweise und Geisteshaltung.“

Die aktuelle Verfassung der Kirche ermöglicht, dass Leitungsverantwortliche sowohl synodal als auch absolutistisch führen können. Eine Zuspitzung von Verantwortlichkeiten auf eine Führungsperson allein wird kritisch gesehen: Die leitende Steuerung ist kein Akt einer Einzelperson, sondern vielmehr eine Gemeinschaftsaufgabe, mitunter über mehrere Hierarchieebenen. In diesem Sinn ist Entscheidungsautorität verbindlich zu teilen. Es gibt jedoch auch Stimmen die betonen, dass die Sakramentalität von Weiheämtern, insbesondere jenes des Bischofs, bei der Frage nach Leitung zu berücksichtigen ist: Leitung ist dem Bischofsamt inhärent.

Viele Beiträge zeigen, dass synodale Leitung in Österreich bereits praktiziert wird. Unmut gibt es darüber, dass ein synodaler Führungsstil vom guten Willen handelnder Personen abhängt. „Ängstliche, unsichere bzw. selbstbezogene Leitungspersonen schaffen es nicht, Verantwortung zu teilen bzw. den Personen zu vertrauen, an die Verantwortung abgegeben wurde. Sie üben ein hohes Maß an Kontrolle aus, die viel Energie und Ressourcen verbraucht.“ Synodaler Führungsstil soll verbindlich verankert werden, mit klaren Qualitätsstandards bezüglich Partizipation, Offenheit und Vertrauen sowie Selbstreflexion im Fall von Kritik. Gleichzeitig soll vermieden werden, dass synodal geprägte Führungsstile „als Taktik missbraucht werden, um notwendige Entscheidungen oder die Auseinandersetzung mit wichtigen Themen zu verschleppen.“

Auch Laien und Laiinnen kann Leitungsverantwortung ermöglicht werden – ein geweihtes Amt allein reicht aus Sicht vieler Gläubige nicht, um als Leitungspersönlichkeit Unterscheidung und Entscheidung qualitativ umzusetzen. Beziehungsweise bedeutet Weihe nicht, dass Fortbildungen und Schulungen obsolet sind.

Wichtig ist, dass Entscheidungen nachvollziehbar sind, vor allem für jene, die nicht (mit-)entschieden haben: „Transparenz ist für gelungene Synodalität ein wesentlicher Faktor – die Nachvollziehbarkeit von Entscheidungen, die in höheren Hierarchieebenen getroffen werden, aber die Kirche vor Ort betreffen, stärken den Zusammenhalt.“

Im Kontext von Entscheidungen stellt sich die Frage der Unterscheidung. Hier zeigen einzelne Beiträge durchaus Selbstkritik: Nimmt man sich Zeit für das Hören auf Gottes Geist, wenn Entscheidungen getroffen werden? Dies scheint – gemäß den Rückmeldungen – nur wenig der Fall zu sein. Gleichzeitig wird gewünscht, gerade in diese Richtung Unterstützung zu bekommen: Wie hören wir gemeinsam auf Gott? Wie kommen wir zu einer Unterscheidung der Geister? Wie erkenne ich, was der Heilige Geist mir sagt? Wie kann die Unterscheidung der Geister in der Ortskirche konkret funktionieren? Hier wird der synodale „Anhörkreis“, wie er im Zuge des Synodalen Prozesses in vielen Diözesen und Organisationen umgesetzt wurde, als gelungene Methode gelobt. Gleichzeitig wird klar, dass die spirituelle Dimension von Synodalität sichtlich noch der Einübung und Begleitung, sowie der theologischen Reflexion und Vertiefung bedarf, bis sie zu gelebter Haltung in Pfarren, Diözesen und der Weltkirche wird.

2.9 Sich in der Synodalität bilden

Wie wird Synodalität bereits jetzt gelebt bzw. wie kann sie gelebt werden? Wie kann man Synodalität lernen? Wie wird synodales Handeln eine innere Haltung? Die Konsultationen in Österreich haben vor allem eines gezeigt: Es braucht theologisch fundierte Bildung zur Synodalität, für Priester, in den Seminaren, für haupt- und ehrenamtlich engagierte Laien und Laiinnen, in der Erwachsenenbildung, in Schulen. Es geht dabei u.a. um Reflexionsfähigkeit im Blick auf das eigene Verhalten, um die Vertiefung von Team- und Leitungskompetenzen, um theologische Reflexion sowie vertiefte Kenntnisse, wie die Kirche denkt und glaubt: Dies unterstreicht die besondere Bedeutung der Katechese, die auch in verschiedenen Beiträgen hervorgehoben wurde.

Allerdings bedeutet Synodalität nicht nur „die Verbindung untereinander, sondern primär die Verbindung mit dem Heiligen Geist, die sich in der Unterscheidung der Geister ausdrückt.“

Lernen kann man dabei von Ordensgemeinschaften, von anderen Kirchen, von der Organisationsentwicklung.

Dies ist u.a. eine Aufgabe für Personalentwicklung und Qualitätsmanagement – wobei die spirituelle Dimension von Synodalität als wesentlich und unverzichtbar begriffen und bewahrt werden soll.

3. CONCLUSIO

Es gibt viele Fragen und Themen, die im Sinn des Synodalen Prozesses in zu eröffnenden Gesprächsräumen weiter zu diskutieren sind. Dies mag auf den jeweiligen Ebenen (Diözesen, Einrichtungen, Gruppierungen, sowie im ökumenischen, interreligiösen und gesellschaftlichen Dialog, u.a.m.) geschehen.

Es geht um eine Suchbewegung, um eine Bereitschaft zur Veränderung, in der man offen ist für den Heiligen Geist. Dafür wären entsprechende „Kriterien“ hilfreich. Diese für die Menschen von heute verständlich zu formulieren, erweist sich als wesentliche Aufgabe der Theologie.

Synodalität ist kein Selbstzweck, sondern dient dazu, dass die Kirche ihren Dienst-Auftrag, ihre Mission in der Welt von heute bestmöglich erfüllen kann. Strukturen sind dazu da, diesem Ziel zu dienen – und letztlich „zu Christus zu führen“.

Dabei ist ein Verständnis von Synodalität weiterzuentwickeln und zu vertiefen. Man ist bereit, von anderen zu lernen.

Es geht um einen qualifizierten Konsens. Dabei ist zu berücksichtigen, dass Spannungen und sogar grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten betreffend Kirchen-Themen bleiben. Diese dürften – im Sinne des Leitmotivs von Papst Franziskus „die Einheit wiegt mehr als der Konflikt“ – allerdings nicht dazu führen, anderen ihre Zugehörigkeit zur Weggemeinschaft der Kirche abzusprechen. Man ist in Unvollkommenheit, Erlösungsbedürftigkeit und Unterschiedlichkeit dennoch gemeinsam unterwegs.

Der Synodale Prozess in Österreich macht darauf aufmerksam, dass es mehr als die daran beteiligten Weggefährten und Weggefährtinnen gibt, die man ansprechen und zur Partizipation einladen will: Kirchenferne, Migranten und Migrantinnen, Jugendliche, Familien (in all ihren Formen), LGBTQIA+, Menschen „am Rand“ u.a.m. sowie jene, die sich an diesem Synodalen Prozess einfach nicht beteiligt haben, obwohl sie angesprochen wurden.

Hören, Zuhören, Wertschätzung und Vertrauen sind wichtig. Diese synodalen Haltungen weisen auf eine spirituelle Dimension von Synodalität hin.

Einen guten Weg bietet die synodale Kommunikation, die man weiter praktizieren, üben, lernen will – auch im Blick auf die Entwicklung einer synodalen Dialog-, Diskussions- und Konfliktkultur.

Praktizierte Synodalität wäre ein Vorbild für die Gesellschaft.

Eine Grundlage für Weggemeinschaft und Partizipation ist die Taufberufung und damit die Berufung zur verantwortlichen Teilhabe an der Mission. Dies ist eine Einladung zu einer aktiven Beteiligung, wobei in einer großen Mehrheit aller Stellungnahmen die Frage der Frauenordination hier ein offener Punkt ist. Im Ehrenamt sollte – im Blick auf die gegenwärtige Situation – hingegen überlegt werden, dieses auch für Männer attraktiver zu gestalten

Eine erlebte Gemeinschaft – vor allem in Pfarren – gibt Halt, Heimat. Hier ist ein guter Ort, Charismen zu entdecken und zu entfalten. Hier ist Partizipation am besten möglich, wenn sie nicht eingeschränkt („nur ein Rat ist möglich“) oder behindert wird („Partizipation darf nicht von einer Person abhängig sein“). Zugleich bleibt es für die Pfarren eine Herausforderung, ihre Mission wahrzunehmen und z.B. einen Ort des Willkommens auch für diejenigen zu sein, die nicht „dazugehören“.

Hingewiesen sei darauf, dass man in der Hinwendung zu Bedürftigen selbst das Evangelium erlebt. Das ist etwa eine Erfahrung aller, die sich im Sinn der Caritas in verschiedensten Bereichen engagieren. Es ist zu betonen, dass dem noch mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden sollte, da dies für die Mission der Kirche zentral ist. Das spirituell fundierte soziale Engagement der Kirche zeigt zudem deren Relevanz für Einzelne und für diese Gesellschaft.

Es gibt einige Anliegen, die man vor Ort aufgreifen und im Sinn der Eingaben am Synodalen Prozess umsetzen kann, z.B. Geschlechtergerechtigkeit, Förderung von Frauen in kirchlichen Leitungspositionen, Ausbau von Partizipationsmöglichkeiten in Richtung Mitbestimmung auf allen Ebenen, vermehrte Mitwirkung von Laien und Laiinnen in der Liturgie, Bemühen um eine verständlichere Sprache in Liturgie und Verkündigung, pastoraler Umgang mit Menschen, die in verschiedener Weise vom kirchlichen Leben ausgeschlossen sind, Aufarbeitung von Missbrauch, die Förderung von Glaubensbildung u.a.m.

Andere Anliegen sind auf entsprechenden kirchlichen Ebenen zu thematisieren: Zugang von Frauen zur Weihe und den damit verbundenen Ämtern, Zölibat als Zulassungsbedingung zum Weiheamt, Adaptierung von Lehrmeinungen unter Berücksichtigung der fortschreitenden Offenbarung des Heiligen Geistes (z.B. Sexualmoral).

Dem Heiligen Geist will man vertrauen, der Veränderungen schafft, die dem Leben und der Lebendigkeit der einzelnen Menschen und der Kirche als Gemeinschaft dienen.

Offen bleibt, was man insgesamt von diesem ermutigenden Synodalen Prozess auf unterschiedlichen Ebenen und in seinen verschiedenen Dimensionen erwarten und erhoffen kann.